

85] Helge Bendels Luftschlöffer.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.
— Fest gehe ich, sagte er zu sich selbst. Es ist einfach zur Notwendigkeit geworden, jede Form von Bendel u. Co. aufzulösen.

Er fand den Abstieg, indem er um verschiedene Rauchfänge und allerhand Dachgerümpel herumging. Als er glücklich unten war, nahm er den kleinen Lift, und ging dann über die Remisen-Göfe, um nach der La Salle Street zu gelangen.

Sier war es dunkel, und die hohen Innenwände zeigten nur wenige erleuchtete Fenster. Hotelwagen, Omnibusse und ein paar große Lastautos standen mitten auf dem Asphaltviereck. Die neuerrichtete Garage aus gerillten Zinkplatten glänzte matt. Aus den Ställen kam der Geruch von Heu und Bierdemijst und das Geräusch von stampfenden Hufen. An einer Bumpo, wo ein paar Eimer unter einem wasserdichten Segeltuch lagen, zitterte Laternenlicht.

Es war der alte Morley, der seine Runde machte. Er hatte augenscheinlich viel getrunken, denn er wankte bald hierhin, bald dorthin, und die Laterne wippte wie im Seegang. Dabei murmelte er leise vor sich hin.

— Du weidst mir aus, hörte Bendel ihn murmeln. Du weidst mir aus, Simpson. Aber ich kenne Dich, Jawohl, ich kenne Dich, Simpson. Und wenn Du in eine Gde getrieben bist, so schreie ich. Jawohl, der alte Morley schreit...

Die baumelnde Laterne verdrängte in einem Gang, und ein phantastischer Schatten schlingerte dahinter her. Helge eilte rasch durch die Gasse.

Sier unten war die Luft lau und beengt; aus den Speisekellern stiegen sanfte Dünste. Brüllend wolkte er aus dem Gewölbe eilen. Da knallten zwei hallende Schüsse, so unmittelbar hintereinander, daß sie fast klangen wie einer. Es war, als stärke ein Bebel über Helges Ohren zu.

Darauf hörte er Rufe und das Geräusch von polternden Füßen und Fenstern, die aufgerissen wurden. Eine Vogelampe begann zu zischen und flackern.

In ihrem Schein sah Bendel jetzt Mr. Stevens zorniges Gesicht.

— Hölle und Teufel! schrie der Portier, der alte Kaufbold tangt nichts mehr. Das ist schon das zweite Mal, daß er auf eingebildete Diebe schießt! Denn natürlich waren es auch diesmal keine wirklichen. — Was, Morley?

Ein paar Keger hatten den Nachtwächter gefunden und ihm seinen Revolver weggenommen. Stammelnd und zähneklappernd stand er an einem Vertikalkran, und nur verworrene und zusammenhanglose Worte waren zu verstehen. Die Männer lachten.

— Ein Offizier, sagte Morley — ein Offizier — ein alter Kerl — einmal —

Mr. Stevens schüttelte den Kopf und ging zurück nach der Hotelhalle, die in Regendogenfarben von tausend Glühlampen erstrahlte, und von der aus man schwach die Klänge des Speiseaalordchens vernahm. Helge verspürte aufs neue einen leisen Frostschauer.

Auf einmal lehnte er sich nach Greiff oder Hannover oder irgend jemand, mit dem er ein paar Stunden bei Kugel verplaudern konnte. Bloß kein Amerikaner.

7.

Die Hölle.
Eine Sigwelle war im Juli über die Stadt gekommen. Die Wärme war entweder zunderrotten oder fenchig wie in einem Waldhaus. Auf dem rauchenden Asphalt fielen Tiere und Menschen einfach um, vom Sonnenlicht getroffen, und täglich starben Hunderte. Ein verwestender Gestank aus den Schlachthäusern lagerte sich gleich einer Wolke über diesem Inferno, und es roch nach Asz, nach Blut und zerfetzten Eingeweiden, nach verdorbenen Eiern und sankem Tang, nach schimmeligen Mais und Tiererfremten. Der Fluß füllte sich mit Schlamm, und auf seiner Oberfläche schwammen ekelhafte Teile, wie Eiter aus Reibenteln, die Feuer sinnen und braunten; und eine ganze Nacht lang stand der Fluß selber in Flammen. Die Wasserleitungen waren vergiftet und trugen Typhus und Fieber in die Häuser, große Mospitos trafen die Verdammten, die, ausgemergelt wie Skelette, sich

im Schattenrand der Häuser zu ihrer täglichen Sklavenarbeit in der City schleppten. Ein indisches Insekt, giftig wie die Tarantel, trat auf und erhielt den Namen Kissing-bug — Kusswanze — weil sie die Lippe im Schlaf angriff und in die Lippen biß; ein Stuß, der tödlich war. Das Thermometer wies hundertzehn Grad Fahrenheit im Schatten, und keine Wolke verschleierte auch nur eine Minute lang die Sonne. Am Tag glüht die Luft einer roten Staubschicht, in der eine glühende Kugel hing; der Boden brannte durch die Sohlen hindurch, und die Schuhe sanken ein und klebten fest im Asphalt. Nachts suchten die Unglücklichen eine Stunde Schlaf auf den Dächern, auf den Haustreppen, auf den Trottoiren, oder wanden die schweißströmenden, nackten Körper auf den Strohmatten der Zimmer. Klapperklängen wagten sich von der Prärie bis herein in die Parke, und die Kadaver gefallener Pferde blieben haufenweise auf den Straßen liegen, bis die aufgequollenen Fäuche von weißen, rotgelben Würmern wimmelten und die Vorübergehenden sich unter Erbrechen vor den Gasausströmungen wanden. Massen von Fabriken wurden geschlossen, Familien verhungerten unter Vermählungen gegen das Leben, die Selbstmorde häuften sich täglich, und Räuber und Blünderer aller Art überfielen mitten im Geschäftsdistrikt die Menschen am hellen Tag. Greise und kleine Kinder starben wie die Fliegen. Männer und Frauen in den besten Jahren wurden wahninnig. Manchmal konnte die Hitze für einen Tag abgelöst werden von einem entsetzlichen Unwetter, bei dem Donner und Hagel tobten und Schneefall um die hohen Häuser setzte, während weiße Mähe zischend bis dicht auf die Erde fuhren. Dann glühten an allen Ecken und Enden der granenhaften Stadt die Brandfeuer auf, die Erde erbehte, und der Michigan, gepeitscht von allen Jurien des Windes, schlug die großen Steinmolen in Splitter, als wären sie aus Glas. Aber am nächsten Tage kam eine neue Hitze, noch fürchterlicher als die vorige, und aufs neue verdammdete alles im Höllenofen.

Während dieser Zeit führte Joe Reuter triumphierend seinen Weizen-Corner weiter. Die Hungersnot in Indien und die Misere in Rußland halfen ihm dabei, und man sprach davon, daß sein Gewinn bis zu fünfzundzwanzig Millionen Dollar steigen könne. Er selber sah in einem Seebad der Normandie; aber seine Armee von Maklern führte die Kampagne hegreich weiter. Der Athleten Klub, den Reuter besonders bevorzugte, bot auf dem Dach seines zwanzigstöckigen Gebäudes den Vorjennmännern während der Hitze einen idealen Aufenthalt. Eine säureweiße Marmorhalle öffnete sich auf die blaue Fläche des gewaltigen Binnensees; große Eisblöcke kühlten die Temperatur ab, und riesengleiche Ventilatoren in Propellerform, durch Elektrizität getrieben, brachten eine fortwährende frische Brise unter das Säulengewölbe. Ein kolossales Bassin aus Porphyrt und Nidell enthielt — kraft eines kostspieligen und komplizierten Systems — stets fließendes, trisalkaltes Wasser, und rund herum standen mehrere Bambusstübe und Chesterfieldsofas, auf denen die Millionäre eiskalte Cocktails aus geschliffenen Gläsern schlürften, während die Masseure ihre Muskeln kneteten. Eine Unzahl von Telephonen und Telegraphentischen verband sie mit sämtlichen wichtigen Punkten der Vereinigten Staaten, und ein Schwarm von Eilboten wartete mit Motorrädern in der untersten Halle, um jeder kleinsten Laune nachzukommen. Die oben konnten glücken, sie saßen auf einer Mittelmeerterrasse; und nicht die winzigste Mücke, nicht der geringste unreine Geruch stieg bis zu ihrer Goldhöhe empor. Abends führten tausende Luxusautos sie hinaus zu einer Gartenvilla aus Marmor, und in neuerfundener, eigens konstruierter Gärtchenbetten, den sogenannten airbeds, schliefen sie, wie dereinst die Reichen des alten Kartago, angenehm umweht von den still schmurrenden, elektrischen Ventilatoren. Und während sie schliefen, mehrten sich ganz von selbst ihre Reichtümer.

Auf der Börse aber leuchteten, schweißtriefend, staubgefüllt, die unglücklichen Scharen der untergeordneten Makler, Agenten, Kleinakulanten und Kontoristen. Mit blutunterlaufenen Augen, ohne Rock und Weste, das Taschentuch nur den Hals gebunden, schrien sie sich heiser an Zahlen, die sich dem Explosionspunkt näherten. Man wußte jetzt, daß Bartlett, Prozier u. Co. Gegner waren, daß auch der Schlächterkönig Gudaby Reuter bekämpfte; ja, sogar der Bankier Car-

ruthers im Verein mit dem alten Marshall sollten, wie es hieß, zu den Bären gehören. Aber das genügte alles nicht. Denn wenn hinter dem Sohn der Vater stand, — ja, da war er nicht unzubringen. Wieviel der alte Abbe besaß, wußte keiner; aber wenn er seiner Tochter einen Lord und Bisköpfung von Indien kaufen konnte, so konnte er jedenfalls auch dem Sohn helfen.

Man flüsterte sich allerdings zu, daß sogar Armour, der Fleischkönig, in aller Heimlichkeit beschloßen habe, Bär zu werden, bloß um diesen jungen Selbstnabel zu züchtigen, der da glaubte, er könne über das Brot der ganzen Welt herrschen. Und daß er von Wiesbaden aus, wo der Fleischmatador — unter strengstem Verbot, an Fleischnahrung auch nur zu denken — Heilung für seinen Magenrebs suchte, die Schlacht gegen Reuter zu dirigieren beabsichtigte. Aber es klang zu unglücklich, und jedermann hielt es für eine bloße Hundstagsphantasie.

Währenddessen erlebten sämtliche transatlantische Dampferlinien eine Blütezeit wie nie zuvor. Die Frachtpreise grenzten ans Fabelhafte, und spekulative Köpfe träumten schon davon sämtliche Gesellschaften in einen Trust zu konsolidieren. Chicago war Augenblicklich das Herz und bedeutete mehr als alle Hafenplätze der beiden Ozeane. Die Transportware besaß man nie zu Gesicht; aber die Berichte zeigten von den Tausenden von Wagenlasten, die täglich ausgeschifft wurden, unterwegs waren oder aufgehäuft in den Elevatoren der Eisenbahnlinien standen.

Die City bot um die Mittagszeit einen Anblick ganz unbeschreiblicher Art. Es war die Lunchstunde der Geschäftsangestellten. Mit durchweichten Schuhen und Westen, leichenblau, zermürbt bis auf die Knochen, kanten sie in stohlaatsdampfliche getaumelt, wo der Dunst sie einhüllte wie ein türkisches Bad. Mande waren auf den Einfall gekommen, siedend heißen Staffee zu trinken, eine Tasse um die andere, nun auf diese Weise ein Gegensatz zwischen der inneren und äußeren Temperatur zu erzielen. Die meisten aber tranken wie durstige stamele literweise Zitronenlimonade, Eiswasser, alle Arten kühlende Getränke und Milchmischungen. Mit verblödetem Blick, das Haar in Strähnen, die Kragen aufgelöst zu einer Stärkemasse, gossen sie die eiskalten Getränke in sich hinein, während eine Duene von zahllosen Berdnamachenden hinter ihnen drängte und stieß, um zu den Schenktischen zu gelangen. Riesige Wassermelonen, in vier Teile zerteilt, gingen von einem Neger zum anderen und wurden den Kunden zugeschleudert. Die gurkengrüne Schale, das zuunterst weiße, dann lockend lachsfarbene, poröse, fasstriefende, mit Eisperlen befreute Fleisch ward häufig gesalzen und gepfeffert und darauf hinuntergeschlungen, eingeschlürft, eingesogen, daß die großen, schwarzen Kerne gleich Hagelkörnern auf die Teller prasselten. Dann ein Törtchen — Apfel, Kokosnuß, Pfefferminz, Aprikose — und ein paar Gläser Eiswasser. Und zuletzt eine schwarze Zigarre, so frisch, daß sie zwischen den Fingern tropfte.

(Fortsetzung folgt.)

Theater und Volk im alten Griechenland.

Von Rudolf Franz.

Die Forderung eines Volkstheaters ist seither niemals in so hohem Grade erfüllt worden, wie gleich beim Beginn dessen, was wir unter dem Worte Theater eigentlich begreifen. In der Blütezeit des alten griechischen Dramas wäre es wohl absurd gewesen, über Volk und Theater überhaupt noch zu schreiben. Das Theater gehörte dem Volke, Griechenland hatte ein Nationaltheater. Mit diesen Worten ist aber bereits das unterscheidende Merkmal angedeutet. Das griechische Drama erwuchs aus dem nationalen religiösen Kult, der seinerseits aufgebaut war auf der Verehrung desjenigen Tieres, das im Wirtschaftsleben der Griechen die größte Rolle spielte, auf der Verehrung des Bodes (Tragos), der denn auch der Tragödie den Namen gab, welche ursprünglich nur eine Tierpantomime war. Dieser Kult ist bei den Griechen allezeit, mehr oder weniger bewußt, eine nationale, ja eine nationalitätliche Institution gewesen, die sich an das ganze Volk in allen seinen Schichten, aber nur an dieses Volk wandte. So waren die einzigen Einwohner, die vom Theater wie von aller Kultur ausgeschlossen waren, die volksfremden Sklaven. Selbst als gegen Ende des fünften Jahrhunderts vor Christus der Gegensatz zwischen den Klassen sich zuspitzte, als unter den Nachwirkungen des Peloponnesischen Krieges die freie Arbeit an Bedeutung gewaltig zunahm, als ein Proletariat aufkam, das seine Interessen denen des Reiches bewußt entgegenstellte, selbst da ängerte sich die Klassenscheidung nicht in einer Ausschließung des Proletariats

vom Theater und den anderen Künsten, sondern eben das Theater wurde mit zu einem Schauplatz gemacht, auf dem die Parteien ihre Kämpfe miteinander ausfochten. Das Lustspiel wurde geradezu rein politisch, und sein Gegenstand ist im vierten Jahrhundert ganz vorwiegend die Macht des Reichthums, der von den Dichtern, je nach ihrer Stellung, verherrlicht oder gerandmarkt wird. Und wenn auch selbst für diese spätere Zeit kaum anzurechnen ist, daß Sklaven das Theater besuchen durften, so waren doch die Proletarier zum großen Teile um nichts besser gestellt als die Sklaven, und es beweist den starken Besuch des Theaters durch solche Schichten, wenn bei dem Lustspielmacher Philemon gesagt wird: „Ob einer auch Sklave ist, o Herr, so ist er darum doch nicht weniger Mensch als Du.“ Uebrigens stand der Besuch der Tragödie auch den sonst so ins Haus gebannten Frauen frei.

Der Theaterbesuch war für den griechischen Bürger so gut wie kostenlos. Die Bühnen wurden verpachtet, und der Pächter hatte für ihre Instandhaltung zu sorgen. Das Theater in Piräus kostete beispielsweise 2640 M. jährliche Pacht. Der Preis jedes Plakes betrug zwei Obolen, das sind etwa 25 Pf., die der Pächter erhielt. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts wurde den weniger bemittelten Bürgern das Eintrittsgeld ganz erlassen, nicht etwa, wie eine landsläufige Gesichtsauffassung meint, weil das eine Konsequenz der steigenden Demokratisierung des athenischen Staates gewesen wäre, sondern weil die wachsende Armut der unteren Schichten den aus guten Gründen wünschenswerten Theaterbesuch zu vermindern drohte. Das Eintrittsgeld, das Theatriton, wurde recht für die Armen aus der Staatskasse bezahlt; wie immer, wollten auch hier die Besitzenden nicht zurückstehen, und so wurde das Eintrittsgeld zuletzt ganz abgeschafft, womit dann die Pflege des Theaters völlig zu einer Sache des Staates wurde. Denn dieser bezahlte auch die Dichter und Schauspieler und wurde dabei nur durch die Choren unterstützt, durch kunstfreudige oder ehrgeizige Gönner, die zu den Kosten der Ausstattung und besonders des Chores beitrugen, etwa wie wenn heute jemand ein Kirchenfenster oder eine Altardecke stiftet.

In der Tat sind nämlich das Wesen und die Aufgaben des antiken Theaters in diesem die selben wie die der neueren Kirche. Schon durch diesen allgemein anerkannten Umstand wird die bereits erwähnte Meinung aufs neue widerlegt, als ob man den Eintrittspreis den armen Bürgern nur erlassen hätte, um ihnen einen Kunstgenuß zu bereiten, um sozusagen die Kunst ins Volk zu tragen. Vielmehr lag solchen Maßnahmen eine ganz andere moderne Tendenz zugrunde: dem Volke muß die Religion erhalten bleiben. Uebrigens sind auch jene mächtigen steinernen Amphitheater dem gleichen Motiv zu danken, denn für die wachsende Bevölkerung mußte man immer größere Kultstätten herstellen. So wurden die großen Theater denn auch erst seit dem vierten Jahrhundert gebaut. Das in Athen faßte 17 000 Menschen, andere noch viel mehr, wie jenes in Ephesus, das 56 000 Plätze hatte. Die durch solche Zuschauereng bedingten Entfernungen von der Bühne sind auch die eigentliche Ursache zu jenen Hilfsmitteln gewesen, die schon Schiller falsch verstanden hat, wenn er in den „Kraniche des Jbylus“ von dem Riesenmaß der Leiber spricht, das hoch über menschliches hinaussteige. Die künstliche Vergrößerung, beispielsweise durch die Strohurne, jene Stiefel mit dicken Sohlen, ist gleichfalls das Werk späterer Zeiten; ja, diese Sohlen wurden immer dicker, gleichsam im Verhältnis mit der Zunahme des Publikums, bis sie 20 Zentimeter stark waren. Doch begegnet man auch heute noch fast ausschließlich der Auffassung, diese Dinge wie auch die gewaltigen Masken hätten den Zweck gehabt, den Darstellern ein „überirdisches“ Aussehen zu geben. Vielmehr verhielt es sich auch mit den Masken so, daß sie auf Fernwirkung berechnet waren, wobei die Schalltrichter in ihren Rundöffnungen die Worte auch den entfernter Sitzenden vernehmbar machen sollten, was um so schwieriger war, als die alten Theater keine Dächer hatten. So mußte ja auch Sophokles wegen seiner zu schwachen Stimme mit der alten Gewohnheit brechen, nach der die dramatischen Dichter zugleich ihre eigenen Schauspieler waren.

Den Gegenstand jener griechischen Dramen, deren Besuch durch das Volk für so wichtig gehalten wurde, lieferten die biblischen Geschichten der Griechen, die nationalen Götter- und Heldensagen, in einer spezifisch nationalen und aktuellen Fassung. Wir dürfen uns heileibe nicht der Meinung hingeben, das alte griechische Publikum sei in seiner Gesamtheit so ausnehmend kunstverständnislos gewesen. Wohl versteht sich von selbst, daß sich jenes Volk auf einem sehr hohen durchschnittlichen Kunstniveau befand; wohl waltete ein starker künstlerischer Instinkt ganz allgemein vor; aber was das Theater zur Volkssache machte, was die Massen in die Festspiele hineinzwang, das war in erster Linie das Stoffliche, der Gegenstand, die Tendenz. Sehr richtig hat schon Klein in seiner Geschichte des Dramas betont, daß die attische Tragödie durch und durch politisch war. „Das attische Staatswesen war so innig mit der attischen Poesie, insbesondere mit der dramatischen, verwebt, wie die großen attischen Dichter mit ihrem Staatswesen. . . Die zeitpolitischen Tendenzen in Sophokles' Tragödien sind darum nicht weniger vorhanden, sollten sie auch nicht mit den Deutungen scharfsinniger Erklärer aufs Haar stimmen. . . Die Tatsache bleibt unleugbar, daß derlei Anspielungen auf politische Zustände die Tragödien des Sophokles nicht minder als die des Aeschylus und Euripides durchziehen; wenn schon nicht so unverhohlen und lähn und groß und in dem tragischen kolossal

Stil des Aeschylus, und kunstvoller und poetischer ins Ganze verwoben, als dies bei Euripides der Fall ist."

Euripides, den erst Aristoteles den „tragischsten Dichter“ nannte, fand übrigens in seiner athenischen Heimat zeitweilig keine rechte Anerkennung, vielmehr erbitterte Gegner; und dazu haben jene seiner Stücke sehr viel beigetragen, in denen er den alten Glauben aufs entschiedenste angriff. Dagegen wurde Sophokles von seinen Zeitgenossen und Mitbürgern so geehrt, wie kaum jemals ein anderer Dichter; dies aber nicht etwa aus einer sachverständigen Würdigung seiner Kunst heraus; wijfen wir doch beispielsweise, daß er ausdrücklich wegen der in seinen Dramen bewiesenen politischen Einsicht zum Feldherrn gewählt wurde.

Wir haben von der Art, wie über den Wert eines dramatischen Dichtwerkes bei den alten Griechen sozusagen offiziell abgeurteilt wurde, ausreichende Beispiele. Bei jedem der großen Feste, an denen die Dichter durch Aufführung ihrer Werke konkurrierten, wurde von der Behörde ein Preisgericht eingesetzt. Handelte es sich um Komödien, so konnte durch das Los jeder athenische Bürger zum Richter ernannt werden; bei den Tragödien dagegen wurde nur unter solchen Bürgern gelost, die im Felde gewesen waren und angesehenere militärische Ämter bekleidet hatten. Diese Methode, die Qualifikation zum Offizier als Befähigungsnaehweis für das ästhetische Urteil zu benutzen, hat dem Aristophanes in einer seiner Komödien zu folgender Posheit verwendet:

Als die Athener im Peloponnesischen Kriege hartnäckig vom Anglück verfolgt wurden, mußten sie, um ihre Mannschafftsverluste zu ersetzen, allen Sklaven und Ausländern, die Kriegsdienste nehmen wollten, die Freiheit und das Bürgerrecht geben. Diese neuen Bürger verurteilte nun Aristophanes in seinen „Froschen“, deren Aufführung sie jetzt beizubohnen durften; er nannte sie „ein großes Volk aus verschiedenen Völkern, unter denen es Keiner zu Tausenden gibt“. Der Kriegszug, der diesem Pöbel das Bürgerrecht gab, habe ihm auch ästhetischen Verstand gegeben, folglich sei er befähigt, auch über die tragischen Dichter Aeschylus und Euripides, die in den „Froschen“ wettstreitend auf die Bühne gebracht werden, ein Urteil abzugeben. Mit anderen Worten, Aristophanes, obwohl es ihm in erster Linie um die Verspottung der Ungebildeten zu tun war, macht sich schon vor mehr als zwei Jahrtausenden auch darüber lustig, daß man alte Samaschknöpfe zu Kunstschiffen für besonders geeignet hält.

Solche Kunstkritik muß uns in der Annahme bestärken, daß auch dieses Griechenvolk, und zwar rein naiv und mit Selbstverständlichkeit, ganz andere Maßstäbe an seine Kunstwerke legte als bloß der ästhetisch. Man ist da sehr lange fehlgegangen, indem man der Meinung war, die Art, wie etwa Aristoteles das Drama seiner Epoche betrachtete und würdigte, sei typisch für die Stellung jenes ganzen Volkes zu seinem Kunstwerke. Allein Aristoteles gehörte einem ganz anderen Geschlechte an, und er steht als Kunstrichter ungefähr im stärksten Gegensatz zu seinem Sachgenossen und Verehrer Lessing. Zwischen beiden ist ein ähnlicher Widerspruch wie zwischen dem älteren und dem jungen Schiller. Der Schiller der revolutionären Jugenddramen betrachtete und pries die Schaubühne als moralische Anstalt, ganz ähnlich wie Lessing. Als Schiller sich aber gleich den anderen Majstern von den großen Kämpfern des öffentlichen Lebens abwandte, sah er die Kunst mit völlig anderen Augen an und konnte nicht umhin, über den griechischen Kunstgeschmack zu klagen, falls dieser etwa erst durch die historischen Beziehungen der alten Dramen habe gewonnen werden müssen. Das heißt, Schiller stellte sich auf den ästhetischen Standpunkt des Aristoteles, ergriff dessen Partei gegen Lessing, der da geglaubt hatte, selber nur ein Gefolgsmann des Aristoteles zu sein. Schiller, der ja in späteren Jahren den Aristoteles eifrig studierte, fand, daß man ihn „ungeheuer mißverstanden“ habe. Und damit hat Schiller zweifellos recht gehabt. In der „Poetik“ des Aristoteles kommt eine Stelle vor, die deutlich zeigt, daß der Philosoph selber sich der veränderten Situation einigermaßen bewußt war. Aristoteles spricht von den Bestandteilen der Tragödie und erwähnt als dritten die Reflexion: „d. h. das Vermögen, das Vorkommende und das den Verhältnissen Entsprechende zu erörtern, was sonst Aufgabe der Politik (Staatskunst) und Rhetorik (Redekunst) ist. Denn die alten Dichter ließen ihre Personen wie Staatsmänner sprechen, die jetzigen aber wie Redner.“

Aristoteles, der 384 vor Christus geboren war, lebte in einer Epoche und unter Umständen, die von jenen unseres Lessing in jeder Hinsicht grundverschieden waren. In seiner Schrift über die „Sozialökonomischen Grundlagen der Staats- und Wirtschaftslehren von Aristoteles“ (Leipzig 1911) hat Dr. Johannes Künfel die Klassenkämpfe im alten Griechenland sorgfältig untersucht, und was er da über das Aufkommen der Agrarbourgeoisie zwischen Geschlechteradel und proletarischem Kleinbauerntum zutage fördert, reicht zu einer Parallele mit der Emanzipation des deutschen Bürgertums seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Indessen ist hier nicht der Ort, diese Parallele anzuknüpfen, und es genügt der Hinweis auf die mannigfache Verwandtschaft, die eben in dem Parallelismus der Massenentwicklung in beiden Epochen ihre Ursache besitzt. Der Individualismus, die Weltanschauung der liberalen Bourgeoisie, findet auch in Aristoteles einen eifrigen Verehrer, der damit dem kommunistischen Ideal Platons entgegentritt: „Der menschlichen Natur widerspricht das kommunistische Eigentum, weil dann das Interesse des Individuums am Gütererwerb verlor-n geht, welchen der natürliche Glückseligkeits-

trieb bedingt.“ Solche und ähnliche ganz liberale Argumente produzierte Aristoteles in Masse. Die sozial-ökonomischen Ursachen dieses Individualismus, die Zerfetzung der genossenschaftlich-patriarchalischen Organisation in Attika — das alles ist bei Künfel mit tiefer Sachkenntnis und erschöpfend behandelt. Auf dem Boden des Individualismus aber blüht jene Kunstanschauung von der Kunst für die Kunst. Wenn es nun auch verkehrt wäre, den Aristoteles als Verehrer des *l'art pour l'art*, der Kunst um der Kunst willen, hinzustellen, als Verehrer jenes Standpunktes als, den die extrem-individualistische Aesthetik zur Zeit des Niederganges der Bourgeoisie einnimmt, so nähert sich Aristoteles doch jener leidenschaftslosen Betrachtungsweise, die in der bürgerlichen Aesthetik der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts üblich ist. Diese Aesthetik war einem Geschlechte eigentümlich, das zweierlei von den Vätern ererbt und nur ererbt, nicht erworben hatte: eine gewisse politische Befreiung und eine Blüte von Kunst und Wissenschaft. Die klassische Literatur war abgeschlossen. Aesthetisches finden wir im Zeitalter des Aristoteles, nämlich in dem Jahrhundert nach der Blüte des griechischen Dramas. Aber eben damals konnte das Theater der Griechen schwerlich noch in jenem umfassenden und wahren Sinne wie vorher ein Volkstheater genannt werden. Das Verhältnis zwischen Volk und Theater war ein anderes geworden, das alte Griechenland ging seinem Ende entgegen.

Der Haal.*)

Von Carl Ewald.

Uebem Meer flogen die Möven dahin, soweit ihre Flügel sie tragen konnten; und den Schiffen wiesen die Menschen den Kurs. Bald war es windstill, bald tobte der Sturm. Es kam vor, daß ein Matrose über Bord fiel und ertrank, oder daß ein Schiff mit Mann und Maus zugrunde ging und man nie wieder Kunde von ihm erhielt.

In der Tiefe, weit unter den Möven und den Schiffen, schwamm der Goldbutt mit schiefem Maul umher und langweilte sich gründlich.

„So ein bißchen Veränderung wäre recht schön!“ sagte er vor sich hin. „Es ist ja ganz nett hier im Tangwald, und kühl ist's hier auch und friedlich, und man ist keinen Gefahren ausgesetzt. Aber manchmal packt mich die Sehnsucht, und ich möchte etwas mehr von der Welt kennen lernen.“

„Die Welt ist überall gleich,“ fiel der Hering ein. „Wasser und Tang, Tang und Wasser. Muscheln, Schnecken und schiefmäßige Fhundern. Jede wie Hoje! Ich weiß Bescheid, denn ich unternehme jedes Jahr eine Reise durch den kleinen Belt und zurück durch den großen.“

„Kennst Du das eine Reise?“ rief der Dorisch höhnisch. „Nein . . . Ich besuche jährlich den Atlantischen Ocean. Das ist ganz was andres. Im übrigen hast Du recht: die Welt ist überall gleich.“

„Ich glaube das nicht!“ meinte der Goldbutt. „Eine innere Stimme sagt mir, daß Ihr Euch irrt.“

„Du solltest zunächst mal Deine Augen richtig drehn,“ bemerkte der Dorisch. „Jetzt siehst Du ja nur halb so viel wie ein gewöhnlicher Dorisch. Deshalb bist Du wohl auch so unzufrieden.“

„Du meine Güte, was schwätzt Ihr da!“ rief die Auster. „Gebt's uns denn nicht ganz gut? Was kümmert uns die Welt. In meiner Jugend bin ich wie Ihr herumtuschelt, aber das machte gar keinen Spaß. Jetzt bin ich vernünftig geworden und sitze hier fest und danke Gott jeden Tag für das frische Wasser, das gute Essen und die friedlichen Tage.“

Nun wußte man über diese Sache nichts mehr zu sagen, und darum schwiegen alle.

Da kam der Haal herbei.

„Da ist der Haal!“ rief der Dorisch. „Es wird Herbst.“

„Wo warst Du im Sommer?“ fragte der Goldbutt.

„Guten Tag, alle miteinander!“ sagte der Haal. „Ich war im Esromer See.“

„Kruzitürken noch mal!“ rief der Dorisch. „Wie hast Du in dem Wasser Luft gekriegt? Wenn ich bloß an den Strand zur Flußmündung komme, bin ich dem Ertrinken nahe.“

„Ja,“ erwiderte der Haal, „man darf nicht zu hohe Anfor-erungen stellen. Man muß sich winden!“

„Könnte ich das nur!“ klagte der Goldbutt mit einem Seufzer.

„Ich kann nicht verstehen, wie die Leute so herumfagen mögen,“ erklärte die Auster. „Was willst Du denn eigentlich hier?“

„Hier draußen bekomme ich meine Jungen,“ war die Antwort des Haals. „Und das Meer habe ich im Winter auch am liebsten.“

* Von der deutschen Gesamtausgabe der Naturwissenschaften dänischen Schriftstellers Carl Ewald ist noch gerade rechtzeitig vor Weihnachten der dritte Band erschienen. (Hier seine Freunde und andere Geschichten, übersetzt von S. Kny. Mit Tafeln und Abbildungen von W. Pland. Verlag des Kosmos, Stuttgart. Der gebundene Leinwandband zu 4,80 M.) Als Probe geben wir aus dem neuen Bande, der die gleichen Vorgänge wie die früheren — intime Reminis der Natur und lebendige künstlerische Darstellung — aufweist, „Leben, Meinungen und Taten“ des Haals.

Es ist tiefer und nicht so kalt und hat nicht so viel Eis. Aber sobald es Frühling wird, nehme ich wieder Reißhand."

"Nimmst Du dann Deine Kinder mit?" fragte der Dorjok. "Ich erkühne mich nicht, jemals einen jungen Kal gesehen zu haben."

"Meine Jungen sind auch nicht so leicht zu sehen. Anfangs sind sie nur ein Stück Faden, aber flink sind sie. Sie schwimmen von selbst nach dem See hinüber. So gebe ihnen nur eine einzige Lebensregel mit."

"Darf man fragen, was für eine das ist?" erkundigte sich der Doring.

"Ich sage ihnen: Man muß sich winden!"

Damit schwamm der Kal davon.

"Das ist sehr leichtsinnig geipend von einem Vater," bemerkte die Aujer. "Meine Kinder winden sich auch. Aber wenn ich könnte, würde ich sie lehren, sich gleich festzusetzen."

Als das Frühjahr kam, erschien der Kal drüben im See.

"Nun wird's Frühling," sagte der Dorjok. "Da haben wir den Kal."

"Willkommen zur Rückkehr!" sagte die Flöbe. "Wo warst Du im Winter?"

"Guten Tag miteinander!" rief der Kal. "Ist der Secht in der Nähe?"

"Der ist drüben am andern Ende des Sees," erwiderte die Flöbe, "aber er kann jeden Augenblick hier sein, und dann ist's mit der Herrlichkeit zu Ende."

"Ach was," meinte der Kal. "man muß sich winden. — Im übrigen komm ich vom Meere her — ich bin da draußen gewesen, um meine Kinder auf die Welt zu setzen."

"Sooo?" sagte der Dorjok. "Ich würde mir ein, daß ich ein paar von ihnen zum Frühstück gegessen habe — ja, Du mußt entschuldigen, daß ich es so offen zugebe."

"O, bitte, bitte!" entgegnete der Kal. "Die Familie ist doch noch groß genug."

"Wie in aller Welt sind die Kleinen denn vom Meere hierher gekommen?" fragte die Flöbe.

"Genau so wie ich, denke ich," erwiderte der Kal. "Querschwamm ich den Fluß hinauf, soweit er reichte, und dann fuhr ich einen Bach entlang."

"Und was dann?" fragte der Dorjok.

"Ja, dann schlängelte ich mich durch eine wunderbare feuchte Wiege, ganz auf dem Grunde des Grajes, wo die Sonne mich nicht erreichen konnte und wo es recht kalt war. Schön war die Sache ja nicht, aber es ging."

"Welches Leben für einen Fisch!" sagte der Dorjok.

"Bist Du in der Decht!" rief die Flöbe.

Sie breitete ihre Flossen aus und schwamm fort, so schnell sie es gelernt hatte, und der Dorjok desgleichen.

"Man muß sich winden!" verkündigte der Kal.

Und eins, zwei, drei! war er tief unten im Schlamm. — — —

Sobald der Herbst herankam, wandte der Kal sich wieder auf den Weg nach dem Meere.

Er war gerade im Begriff, sich über die Wiege zu schlängeln, aber das Gras stand nicht mehr so hoch wie im vorigen Jahr, und wie er sich da so vornäherte, bemerkten ihn zwei große Knaben.

"Sieh mal die garliche Schanze da!" sagte der eine und schlug den Kal mit dem Stock über den Rücken.

"Kal!" schrie der Kal.

Beide Jungen hürzten sich auf ihn und packten ihn. So sehr er sich auch drehte und wand, es half ihm nichts. Sie hielten ihn mit beiden Händen fest und hoben ihn auf.

"So ein Purjok!" sagte der eine Junge.

Vorsichtig marschierten sie vorwärts; aber als sie ein kleines Ende gegangen waren, entschlopfte ihnen der Kal.

"Da läuft der heimtückische Kerl!" rief der eine der Knaben.

"Man muß sich winden!" schrie der Kal.

"Ihm noch!" rief der zweite Junge.

Bald hatten sie ihn wieder gefangen, und nun hielten sie ihn in die Mitte des einen Jungen und gaben sehr adal.

"Das ist ja ein wunderbarer Kal!" sagte ihre Mutter, als sie mit ihm zu Hause ankam.

Dann rief sie das Mädchen.

"Das beste ist, Du schlachtest ihn sofort, Anna," sagte sie. "So ein Kal ist zu lebendig, er bewegt sich ebensogut zu Lande wie zu Wasser."

Anna packte den Kal mit ihrer rechten Linken. In die rechte Hand nahm sie ein scharfes Messer.

Und rasch! machte sie einen langen Schnitt in den Bauch des Fisches. Der Kal krümmte sich so bestig, daß sie ihn erschrocken losließ. Schnell wie der Blitz schlangte er sich auf den Fußboden der Küche hinab.

"Du widerwärtiges Ungeheum!" rief Anna und ließ ihm mit dem Messer in der Hand nach.

"Man muß sich winden!" schrie der Kal.

"Wir wollen ihn gleich in die Pfanne tun," sagte die Hausfrau. "Somit werden wir nie mit ihm fertig."

Sie setzte die Pfanne aufs Feuer und tat Butter hinein. Anna fing den Kal, zog ihm die Haut herunter, schnitt den Kopf ab und tauchte den Kal in Mehl.

Dann legte sie ihn in die Pfanne. Das Feuer knisterte und die Butter bruspelte.

"Ich glaube wahrhaftig, der Purjok zappelt immer noch," jagte Anna.

"Man muß sich wi — — —"
Mehr vermochte der Kal nicht zu sagen, denn nun war er tot.

Beim nächsten Mal: Alfred Wietzky, Neufahrn. — Druck u. Verlag:

Dann legte sie ihn in die Pfanne. Das Feuer knisterte und die Butter bruspelte.

"Ich glaube wahrhaftig, der Purjok zappelt immer noch," jagte Anna.

"Man muß sich wi — — —"

Mehr vermochte der Kal nicht zu sagen, denn nun war er tot.

Kleines Feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Goethe und die Luftschiffahrt. Die Goetheleser wissen selbstverständlich, daß ihr Heros sich aufs höchste für die Luftschiffahrt interessierte und daß seine nachgelassenen Schriften mehr als einmal davon Kunde geben. Dennoch enthält eine Zusammenstellung seiner Äußerungen über diese Probleme, die in der „Deutschen Luftfahrer-Zeitschrift“ veröffentlicht wird, noch manches Ueberraschende. Als Montgolfier seine Entdeckung bekannt gegeben und vorgeführt hatte, ärgerte sich Goethe in dem Bewußtsein, dieser Entdeckung selbst ganz nahe gewesen zu sein. Er ließ sich jedoch dadurch nicht niederschlagen, sondern schöpfte unerschrocken daraus den Vorrat, mit diesen Experimenten weiter zu gehen. Seine Beschäftigung mit den Luftballonen fällt in die Jahre 1788 und 1791. Frau v. Stein war auch darin seine Vertraute. Aus einer Aufzeichnung vom 9. Juni 1784 geht hervor, daß er einmal wirklich versucht hat, einen Ballon, der sechs Meter Durchmesser hatte „auf montgolfierische Art“ steigen zu lassen. Er benutzte dazu wahrscheinlich nur erwärmte Luft und wagte es nicht, wie es bei den ersten französischen Versuchen geschehen war, an den Ballon eine Heizvorrichtung anzuhängen. Infolgedessen hielt sich dieser auch nicht lange in der Luft. Es war auch in Paris die Benutzung von Ballons mit anhängendem Feuer als zu gefährlich verboten worden, was Goethe ohne Zweifel erfahren hatte. In Paris forderte man auch damals schon, also vor 130 Jahren, einen Befähigungsnachweis für Luftschiffer.

Im Anschluß an diese Mitteilungen wird noch eine andre beachtenswerte Ausgrabung vorgenommen, aus der zu entnehmen ist, wie Montgolfier selbst über die Möglichkeit lenkbarer Luftschiffe dachte. Professor Benzenberg aus Düsseldorf hatte den berühmten Mann 1804 in Paris besucht und ein Vericht dieser Unterredung ist in Briefform erhalten geblieben. Es wurde dabei zur Sprache gebracht, daß sich jemand um die Lenkbarkeit des Ballons bemühte. Montgolfier tat ein solches Unterfangen mit den Worten ab: „C'est une betise“, was ganz wörtlich zu übersetzen wäre: „Das ist eine Pöberei“. Das ist begreiflich genug, weil die damaligen Mittel der Luftschiffahrt so unvollkommen waren, daß in der Tat an die Lösung einer solchen Aufgabe nicht gedacht werden konnte. Montgolfier meinte dann auch, man müßte zu diesem Zweck einen Ballon von wenigstens 200 Meter Durchmesser bauen, um genug Kohlen zur Heizung des Ballons mitnehmen zu können.

Hygienisches.

Die Hautkrankheiten der Drucker. Die Erkrankungen in Druckereien, die vor einiger Zeit in Berlin eingetreten sind, haben durch die Forschungen von Reiner und Wolff in der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten eine vollständige Aufklärung erfahren. Sie bestanden in eigentümlichen Entzündungen an den Händen und Vorderarmen und erstreckten sich niemals auf andere Teile des Körpers. Die Haut zeigte sich dort mit Blut überfüllt und gespannt, heiß und mit beginnenden Blasen bedeckt. Später erfolgte eine Abschuppung und die Ausbildung einer Pflaube. Es ließ sich leicht feststellen, daß die Erkrankungen damit eingeleitet hatten, daß an Stelle des Terpentins zum Reinigen der Typen gewisse Ersatzmittel benutzt worden waren. Die Untersuchung ergab, daß in diesen zur Auflösung der Druckerdrüsen Benzin, Lauge, Petroleum und gewisse Arten von Harzstoffen enthalten waren. Sie sind für die Haut entweder ohne weiteres schädlich oder durch Vermischung von anderen Stoffen infolge von Verfälschung oder mangelhafter Reinigung. Das Petroleum war schlecht raffiniert, das Terpentinöl mit Benzol verlegt. Andernfalls würden beide Stoffe durchaus empfehlenswert sein. Petroleum darf insbesondere keine Säuren und keine organischen Verunreinigungen enthalten. Runderwertiger Benzin ist schlechthin giftig, worauf auch bei der Herstellung von Farbstoffen geachtet werden sollte. Es dürften also für den befragten Zweck nur hochgradige Terpentinsöle gebraucht werden. Damit würden freilich die Hauterkrankungen nicht ganz verschwinden, aber auf solche Fälle beschränkt werden, in denen die Arbeiter eine ungewöhnlich empfindliche Haut haben. Sind doch Pflaube beobachtet worden, die einfach durch das Tragen von Handschuhen nach ihrer Reinigung mit Benzin entstanden waren. Die Reizwirkung, die von derartigen Stoffen ausgeht, hängt ohne Zweifel mit ihrer Flüchtigkeit zusammen, die unter der Einwirkung der Wärme steigt. Das Terpentinöl ist aber unter allen Umständen der mildeste Stoff dieser Gruppe, der nur selten zu Vergiftungen und niemals zu einer chronischen Vergiftung geführt hat, da er sehr rasch vom Körper wieder ausgeschieden wird, ohne bis zu den inneren Organen zu gelangen.

Vorwärts-Druckerei u. Verlagsgesellschaft: Paul Singer & Co., Berlin SW.